

Carol O'Connell · Der Mann, der die Frauen belog



Carol O'Connell

# Der Mann, der die Frauen belog

Thriller

*Aus dem Amerikanischen  
von Renate Orth-Guttmann*

**btb**

Die Originalausgabe erschien 1995 unter dem Titel  
»The Man Who Lied to Women« bei Hutchinson, London.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*  
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Neuveröffentlichung Januar 2011

btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
München

Copyright © 1995 by Carol O'Connell

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2011 by btb Verlag  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-75260-7

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

*Dieses Buch widme ich einem alten Freund,  
Richard Hughes, der seine Nachtruhe opfert,  
um verängstigten Kindern am anonymen  
Sorgentelefon mit seinem Rat zur Seite zu stehen,  
und Covenant House, einer Zuflucht für Kinder,  
die nicht mehr nach Hause können.*



## *Prolog*

Der Regen trommelte auf die Plastikhaube ihres Regenmantels. Sie spürte die Tropfen, hörte sie aber nicht, denn sie war heute Vormittag ohne Hörgerät und ihre Bifokalgläser aus dem Haus gegangen. Ihre Umgebung war traumstill und segensreich unscharf, keine Kippe, kein Bonbonpapier verdarb ihr Landschaftsbild.

Ein Geruch nach nassem Hundefell zog rasch an ihr vorüber. Noch ehe sie das Tier genauer hatte erkennen können, war es schon vorbei und lief den steilen, buschbestandenen Grashang hoch. Cora kniff die Augen zusammen. Die Hundeleine hatte sich offenbar in den Brombeerranken verfangen. Angstvoll zerrte und zuckte das Tier, bis es wieder freikam, lief weiter und war gleich darauf hinter dem Scheitelpunkt der Anhöhe verschwunden.

Cora steckte eine windverwehte weiße Strähne wieder unter die Kapuze, und der jägergrüne Regenmantel machte sie inmitten der noch recht kräftig gefärbten Büsche und Bäume an diesem dezembergrauen Tag fast wieder unsichtbar.

Sie sah auf die Uhr. Eigentlich war es Zeit umzukehren, aber mit Rücksicht auf ihre alten Knochen, die ihr den Gang durch den Regen übelnahmen, setzte sie sich noch kurz auf eine der einladend am Parkweg aufgereihten Bänke, auf deren grünem Lack die Regentropfen perlten.

Nur weil es regnet, fühle ich mich im Park sicher, versuchte

sie ihre protestierenden Knochen zu beruhigen. Bei schlechtem Wetter sind bestimmt nicht so viele Handtaschenräuber unterwegs, und in dieser Herrgottsfrühe finden die sowieso nicht aus dem Bett.

Trotz guten Zuredens reagierte der Arm, den sie auf die Banklehne legte, mit einem stechenden Schmerz. Gleich darauf spürte sie ein Kribbeln auf ihrem Handgelenk. Etwas Dunkles bewegte sich über die weiße Knitterhaut. Sie senkte den Kopf, bis der kribbelnde dunkle Fleck nur Zentimeter von ihren kurzsichtigen blauen Augen entfernt war, und sog dann scharf die Luft durch ihre langen, gelblichen Zähne.

Es war ein Aaskäfer, auch Totengräber genannt, ein langlebiges Insekt, das ungeniert Leichenschändung betreibt. Aber der hier kam entschieden zu früh. Auch für ihn galten gewisse Naturgesetze. Die alte Frau, die er sich ausgesucht hatte, atmete schließlich noch. Vielleicht hatte ihn das für die Jahreszeit zu milde Wetter verwirrt. Tut mir leid, mein Freund, da musst du schon noch mal wiederkommen!

Jetzt aber geriet ein zweites Krabbelwesen in Coras eingeschränktes Blickfeld, das auf acht Beinen zielstrebig den Käfer verfolgte.

Von Rechts wegen hätte dieser Gliederfüßer aus der Klasse der Arachniden im Herbst sterben und von den eigenen Kindern aufgefressen werden müssen. Die Spinne hatte sich selbst überlebt, war jetzt, im Dezember, fehl am Platz. Inzwischen hatte sie sich ihrer Beute bis auf zwei Zentimeter genähert.

So viel Gewalttätigkeit am frühen Morgen – das war zu viel!

Die alte Dame schüttelte mit einem entschlossenen Ruck den Käfer ab. Die plötzliche Bewegung ließ die Spinne innehalten, dann machte sie kehrt und zog mit acht leeren Händen davon.



Jetzt ist die Welt wieder in Ordnung, dachte Cora. Sie sah auf die weite Fläche des Sees hinaus, in dem sich der graue Himmel spiegelte. Dann ging ihr Blick zurück zum Ufer. Hier, in der Nähe des Parkwegs, verengte sich das Gewässer zu einem stillen, dunklen Seitenarm. Am Ufer standen zwei dunkle Regenschirme, die sich offenbar miteinander unterhielten.

Der größere Regenschirm hatte lange braune Hosen an und der kleinere blaue Jeansbeine. Jetzt wich der Regenschirm mit den Jeansbeinen zurück, unter dem großen Regenschirm schoss eine weiße Hand hervor und zog Jeansbein wieder zu sich heran.

Cora lächelte. Ein junges Liebespaar – und vermutlich ein heimliches Rendezvous. Unter dem großen Regenschirm erkannte sie verschwommen ein weißes Gesicht, das argwöhnisch mal in die eine, mal in die andere Richtung sah. Die Hand hielt das Jeansmädchen fest, das wegzustreben schien. Goldenes Haar leuchtete auf, als Jeansmädchens Regenschirm nach hinten kippte und ihr aus der Hand flog. Er landete mit der Rundung nach unten im Wasser, der Griff zeigte himmelwärts wie ein Mast ohne Segel. Eine jähe Regenbö ließ ihn erst langsam, dann immer schneller kreisen.

Der große Regenschirm beugte sich vor, hob etwas auf und schien es dem Jeansmädchen zu zeigen. Dann machte er mit ihr eine halbe Drehung und entzog sie damit Coras Blick.

Vielleicht ein Geschenk, dachte Cora und kniff die Augen zusammen. Das Jeansmädchen schien sich zu freuen, denn sie wehrte sich nicht mehr, sondern schmiegte sich vertrauensvoll an ihren Begleiter. Etwas Rotes leuchtete in dem goldenen Haar auf. Sie standen nun ganz dicht beieinander, es sah aus, als müsste gleich ein Kuss kommen.

Cora sah auf die Uhr. Die beiden würden ihn unbeobachtet und ungestört genießen können, denn sie war sowieso schon

zu spät dran. Ächzend rappelte sie sich auf und drehte dem Liebespaar den Rücken zu.

In diesem Augenblick fiel ein Schirm zu Boden. Zwei große Hände packten Jeansmädchens Kopf. Sekunden später – Cora war erst ein paar Schritte gegangen – krallten sich die Hände in die leuchtenden Locken, und eine gewaltsame, unnatürliche Drehung befreite das Jeansmädchen aus jenem Zwangskorsett der Minuten und Sekunden, das wir Menschen als Zeit verstehen.

20. Dezember

Dass sie auf Maschinen fixiert war, hatte viel, ja eigentlich alles mit dem weltumspannenden Netz der Telefongesellschaften zu tun.

Als Kind besaß sie nur die Zahlen, die man ihr mit Tinte auf die Handfläche geschrieben hatte, damit sie nicht verlorengelassen werden konnte. Zahlen, von denen alle bis auf die letzten vier unter nassem Blut verschwunden waren.

Im Lauf der Zeit hatte sie gelernt, sich Kleingeld von Prostituierten zu erbetteln – nur bei denen war Verlass darauf, dass sie das Kind nicht den Sozialarbeitern übergeben würden –, das steckte sie dann in einen öffentlichen Münzapparat, wählte aufs Geratewohl drei Zahlen und dann die vier, die sie kannte. Wenn sich eine Frau meldete, sagte sie: »Hier ist Kathy. Ich hab mich verirrt.«

Mit sieben konnte sie perfekt die Wähltöne pfeifen, die ihr den Zugang zu Fernverbindungen verschafften, und kannte alle internationalen Vorwahlnummern auswendig. Mit einem weiteren Pfeifton brachte sie den Apparat dazu, Wechselgeld auszuspuken. Genaugenommen verdankte sie also dem Telefon ihr Überleben. Es war wie eine Manie. In tausend Anrufen waren diese simple Botschaft und die letzten vier Ziffern einer Telefonnummer sich gleich geblieben.

Noch viele Jahre später hatten Frauen auf der ganzen Welt, in sämtlichen Zeitzonen jene geisterhafte Stimme eines Kin-

des im Ohr, das sich im Cyberspace der Telefongesellschaften verirrt hatte.

Detective Sergeant Riker vom Dezernat Sonderkriminalität wusste nichts über Mallorys Herkunft. Keiner wusste etwas darüber. Sie war mit zehn oder elf – bei Straßenkindern war die Altersbestimmung immer problematisch – als fertiger kleiner Mensch in das Leben von Inspektor Markowitz getreten. Und ihre Geschichte gehörte ihr allein. Helen, die Frau des Inspektors, hatte das Kind gewaschen und unter der Schmutzschicht Erstaunliches zu Tage gefördert: langes, goldenes Haar, glitzernde grüne Augen, ein bewegend schönes, zartes Gesicht, volle rote Lippen. Dass Kathy außerdem noch ein hohes Maß an Intelligenz besaß, war fast zu viel des Guten.

Vierzehn Jahre später lag sie laut Bericht von Detective Palanski tot auf einem Obduktionstisch, von Sergeant Riker nur durch eine Tür getrennt.

Entschlossen stieß er die Pendeltür auf. Die kalte Luft traf ihn wie ein Schlag. Grelles Licht fiel auf den Stahltisch und die Wagen mit den Instrumenten, unter denen sich auch Bohrer und Sägen befanden, die man eher in einer Schreinerwerkstatt vermutet hätte. Er sah auf die nur notdürftig mit einem Tuch bedeckte Tote hinunter.

Am Tisch stand ein junger Arzt mit OP-Maske, grüner Schürze und Gummihandschuhen. Der Pathologe nickte Riker zu – sie kannten sich von früheren Leichen her –, dann sprach er weiter in das Mikrofon, das über der Toten hing:

*»... gut entwickelte weibliche Person, etwa fünfundzwanzig Jahre alt...«*

Als Riker sich über die Leiche beugte, ließ das harte Licht der Deckenlampen sein Haar metallisch aufleuchten und vertiefte die Falten in seinem Gesicht, das ebenso verknautscht wirkte wie sein Anzug.

»... *Wunde und Prellungen am Unterarm...*«

Eine Defensivwunde? Demnach hatte es einen Kampf gegeben. Blonde Locken umrahmten ein Gesicht wie aus Porzellan. Er ließ den Blick von dem geronnenen Blut der Kopf-wunde, in der sich schon Maden und Käfer gütlich getan hatten, weiter nach unten gleiten.

Es war das falsche Gesicht.

»... *Wunde an der Schläfe...*«

Er zog ein Lid hoch. Das Auge, trüb und seltsam flach, war nicht grün. Und die Haarwurzeln waren nicht blond. Also nicht Kathy.

»... *Größe ein Meter fünfundsechzig...*«

Die junge Frau war zehn Zentimeter kleiner als Kathy, aber so schlank wie sie und etwa im gleichen Alter.

Es dauerte eine Weile, bis Riker sich wieder im Griff hatte. Um ein Haar hätte er, ein ausgebuffter Cop mit fünfunddrei-ßig Dienstjahren auf dem Buckel, losgeheult wie ein Weichei. Er machte kurz die Augen zu.

»Verdammt Idiot, dieser Palanski«, sagte eine vertraute Stimme hinter ihm. Riker drehte sich um. Dr. Edward Slope, der Chefpathologe, streifte gerade die Gummihandschuhe über, die Maske hing ihm um den Hals, das zerklüftete Ge-sicht war unbewegt. Auch Slope kannte Kathy von klein auf.

»Nicht mal für Schwestern würde man sie halten.«

»Palanski ist ein junger Spund«, sagte Riker, für den alle Männer unter vierzig in diese Kategorie fielen, »und hat ja auch nicht täglich mit ihr gearbeitet.«

»... *die Hände zerquetscht, aber kein Blutverlust. Deutet darauf hin, dass ihr diese Verletzungen erst nach dem Tod beigebracht wurden...*«

Riker schlug sein Notizbuch auf. Er sah die Frau auf dem Tisch, die jetzt nackt und wehrlos den Lichtern, den Männer-

blicken, der kalten Luft ausgesetzt war, nicht mehr an. »Sie haben sie im Park gefunden, etwa fünf Blocks von Mallorys Wohnung auf der Upper West Side entfernt. Sie trug einen Blazer und Jeans, genau wie Mallory. Und auf dem Schneideretikett stand Mallorys Name.«

Dr. Slope sah stirnrunzelnd auf die Tote hinunter. »Aber Kathy Mallorys grüne Augen sind doch unverkennbar, und die hier sind hellblau. Wie konnte Palanski das bloß verwechseln?«

»An ihre Augen hat er sich bestimmt nicht rangetraut«, sagte Riker. »Dazu hatte er zu viel Angst vor ihr. Auch noch im Tod.«

*»...Leichenstarre noch im Nacken und Kiefer vorhanden...«*

Dr. Slope trat an den Tisch heran, nickte dem jungen Kollegen zu und griff sich das Klemmbrett, das an einer Kette baumelte. »Was liegt bis jetzt vor?«, fragte er Riker.

»Die Kollegen von der West Side haben Coffey einen ersten Bericht geschickt. Ihr Mitarbeiter, der am Tatort war, schätzt die Todeszeit auf gestern Vormittag zwischen sechs und neun. Ein Entomologe untersucht gerade die Käferlarven, vielleicht kriegen wir es dadurch noch ein bisschen genauer. Angeblich ist die Leiche eine Stunde nach dem Tod noch mal von der Stelle bewegt worden.«

In seinem Notizbuch stand nur ein Wort: Käfer.

Riker wusste, auch ohne hinzusehen, was jetzt mit der Frau geschah. Der junge Mann mit der OP-Maske führte den ersten V-förmigen Schnitt von der Schulter zum Brustbein und wieder nach oben zur anderen Schulter. Aus dem Augenwinkel verfolgte Riker, wie der nächste Schnitt die Leiche von der Brust bis zum Venushügel hin öffnete. Es roch nach Blut, Urin und Fäkalien. Durch seitlich am Tisch angebrachte Öffnungen liefen die Körperflüssigkeiten ab.

»Palanski war als erster Polizeibeamter vor Ort. Er schätzt, dass die Leiche im Park nur abgelegt worden ist.«

»Und was glauben Sie, Riker?«

»Nicht ausgeschlossen. Auf der Kleidung sind Grasflecken. Vielleicht hat der Täter sie im Park umgebracht und dann tiefer ins Unterholz gezerrt, um sich ungestört ihre Hände vorzunehmen.«

Mit einem satten Platschen landete das erste Organ auf der Waage. Eine Lunge vielleicht. Oder das Herz.

»Klingt einleuchtend«, sagte Slope. »Die Hände hat man ihr nach dem Tod zerschlagen. Mit Fingerabdrücken ist da nichts mehr zu machen.«

Er holte eine Röntgenaufnahme aus einem großen gelben Umschlag und hielt sie ans Licht. »Der Schlag auf den Kopf wäre nicht tödlich gewesen. Als er ihr den Hals gebrochen hat, muss sie schon bewusstlos gewesen sein. Die Bruchstellen lassen auf einen schweren, stumpfen Gegenstand schließen.«

»Einen Stein zum Beispiel?«

»Möglich. Nach dem Verlauf der Bruchstellen würde ich sagen, dass er von vorn zuschlug und den Gegenstand in der rechten Hand hielt. Keine Würgemale. Den Hals hat er ihr wahrscheinlich mit beiden Händen umgedreht. Wollen Sie auf den Bericht warten?«

»Ich weiß nicht recht«, sagte Riker. »Jetzt, wo sich herausgestellt hat, dass es keiner von unseren Leuten war, geht der Fall zurück an die Kollegen von der West Side.«

»... *Anzeichen einer kürzlich erfolgten Abtreibung...*«

Weitere Organe landeten auf der Waage. Dreimal zählte Riker, stur in sein Notizbuch blickend, den Aufschlag von weichem Gewebe auf Metall. »Hat nicht Dr. Oberon was von einer Defensivwunde gesagt?«, fragte er.

Slope griff nach dem Arm der Toten. »So weit würde ich

nicht gehen. Sieht aus, als habe er sie an dieser Stelle festgehalten. Muss große Hände haben. Ach ja, und grüßen Sie Palanski von mir. Sie können ihm ausrichten, dass ich ihm Mallory auf den Hals hetzen werde, weil er mir den Vormittag verdorben hat.«

Ohne aufzusehen wusste Riker, dass jetzt alle inneren Organe aufgenommen waren. Der junge Arzt trat ans Kopfende des Tisches, um den langen Schädelschnitt von dem einen Ohr zum anderen zu machen. Danach würde er den Hautlappen über das Gesicht der Frau legen, die nicht Kathy war. Er arbeitete schnell, mit den sicheren Bewegungen eines Schlächters. Knirschend fraß sich die Säge in den Knochen. Noch eine Minute, und das Gehirn würde auf der Waage liegen. Rikers Stift blieb über der Seite in der Schwebe, während die Minute vertickte. Dann war es vorbei.

Sie war nur noch eine leere, wertlose Hülle.

Weil diese Frau Kathy hätte sein können, die Sergeant Riker von klein auf kannte, hatte der Mörder ihn an seiner empfindlichsten Stelle getroffen.

Später würde er seinen Kummer mit Scotch zuschütten, ohne ihn ertränken zu können. Der Kater und der Kummer würden wartend am Fußende seines Bettes sitzen, wenn er morgen früh – oder vielleicht erst am Nachmittag – aufwachte, und dann würden sie sich mit vereinten Kräften auf ihn stürzen.

Solange sie vom Dienst suspendiert war, störte kein Revolverwulst die elegante Linie ihres maßgeschneiderten Blazers. Man hätte sie für eine Zivilstin halten können, wären da nicht die unzivilisierten grünen Augen gewesen. Die Nachmittagssonne beschien das elegante Rokokosofa, auf dem sie es sich bequem gemacht hatte. Ein schlankes Bein war angezogen, ohne dass der Sportschuh den Brokatstoff berührte.



Helen Markowitz hatte ihr beigebracht, dass man mit Einrichtungsgegenständen achtsam umzugehen hat, ob es sich nun, wie hier, um kostbare Antiquitäten, in satten Farben leuchtende Orientteppiche und Tiffanylampen handelte oder um die eher schlichte Ausstattung eines New Yorker Polizeireviers.

»Sprich du mit ihm, Mallory«, sagte Efferim Wilde, der es nie gewagt hätte, nach nur zehnjähriger Bekanntschaft Kathy oder Kathleen zu ihr zu sagen.

Sie sah ihn unter schläfrig gesenkten Lidern an. »Hauptsache, der Junge ist nicht vom Teufel besessen. So was ist nämlich nicht mein Ding.«

Charles Butler grinste. Efferim Wilde verzog keine Miene.

Das hohe, dreigeteilte Bogenfenster, vor dem er stand, verkürzte seine rundliche Gestalt, so dass der Mittfünfziger fast wie ein Messknabe wirkte. Das alternde Cherubgesicht umgab stark ins Grau spielendes welliges Haar.

»Ein faszinierendes Problem, Charles.«

»Faszinierend? Es darf gelacht werden! Für mich ist das ein ganz gewöhnlicher Feld-, Wald- und Wiesenschwindel.«

Charles beneidete Efferim um seine Stupsnase, denn sein Zinken war so groß, dass er ihm bei der Betrachtung seiner Umwelt ständig im Wege war und seinen Schatten an jede Wand warf. Auch sonst war Charles Butler keine Schönheit. Das wusste er auch und hatte sich längst damit abgefunden, dass ihn so mancher, der ihn nicht näher kannte, für durchgeknallt hielt – vielleicht vor allem seiner großen, permanent erstaunt wirkenden Augen mit der ungewöhnlich kleinen blauen Iris wegen.

»Vergiss es, Efferim. Mit solchem Nonsens gebe ich mich nicht ab.« Er erhob sich aus seinem Queen-Anne-Sessel und baute sich mit seiner beachtlichen Länge von fast zwei Metern vor dem Besucher auf.

»Es ist kein Nonsens, Charles. Ich habe Daten, die beweisen –«

»Meinst du die von den Russen oder die von den Chinesen? Imponieren mir beide nicht. Bisher hat diese Experimente noch niemand überzeugend nachvollziehen können. Warum gehst du mit dem Fall nicht einfach zu Malachai?«

»Dem Enttarnungskünstler? Ich dachte, der ist tot.«

»Er ist beruflich nicht mehr aktiv, aber mit dieser Geschichte würde er sich bestimmt nicht übernehmen. Und für eine Viertelstunde dürfte er dir auch nicht allzu viel berechnen.« Charles wandte sich an Mallory. »Malachai ist ein alter Freund unserer Familie. Er hat damals Onkel Max und seine Zaubershow auf Europatournee begleitet. Das ist allerdings lange her.«

»Es geht mir nicht ums Geld, Charles«, sagte Effrim.

»Umso besser. Ihm nämlich auch nicht. Soll ich ihn anrufen?«

»Untersteh dich! Wo Malachai sich reinhängt, gibt's immer einen Riesenwirbel, und in diesem Fall ist Diskretion angesagt. Es geht schließlich um einen kleinen Jungen mit erheblichen Problemen.«

»Was du nicht sagst!« Charles wippte freundlich lächelnd auf den Fußballen. »Ich habe eher den Eindruck, dass du dich bei dem Vater lieb Kind machen willst, weil er den Vorsitz in einer Spendenkommission hat. Wenn ich mich nicht irre, begibt sich dein Forschungsinstitut um diese Zeit doch immer auf Betteltour. Ich befasse mich nur mit echten, nachprüfbaren Talenten.«

»Ich sage nur Levitation. Ist das kein Talent?« Effrim spielte durchaus überzeugend den Gekränkten.

»Du weißt ganz genau, dass der Junge ein Schwindler ist, Effrim. Von Levitation kann hier keine Rede sein. Und bilde dir nur ja nicht ein, du könntest Mallory als Bundesgenossin

gewinnen, sie findet nämlich kleine Kinder, alte Damen und Hunde überhaupt nicht rührend. Und dass unbelebte Gegenstände ohne menschliche Nachhilfe fliegen können, dürfte sie dir auch nicht abnehmen. Übrigens nennt man das in Fachkreisen *Psychokinese*.«

Effrim machte eine großzügige Handbewegung. »Da spricht der Fachmann! Ich bin dir sehr verbunden für die Richtigstellung.«

»Und wenn er Kuchen durch die Luft fliegen lässt, nennt man das Tortenschlacht.«

»Tausend Dank, Charles.«

Effrim lächelte milde, senkte die Augen und seufzte voll Weltschmerz. Dann nahm er einen erneuten Anlauf.

»Dieses Kind hat seelische Torturen hinter sich.« Seine Stimme troff vor Salbung wie die des Pfarrers bei der Sonntagspredigt. »Als er neun war, starb seine Mutter. Und vierzehn Monate später verlor er auch noch seine erste Stiefmutter durch den Tod.«

»Lass gut sein, Effrim. Psychokinese fällt nicht in mein Fach.«

Effrim schlug die Augen gen Himmel wie die statuenhaften Heiligen auf mittelalterlichen Gemälden. »Dein Fach ist die Entdeckung neuer Talente und der Nachweis entsprechender Einsatzgebiete. Der Junge ist auch in anderen Bereichen überdurchschnittlich begabt. Sein Intelligenzquotient liegt irgendwo zwischen deinem und meinem. Und die Zeit drängt. Seine neue Stiefmutter ist nur noch ein Nervenbündel. Er hat offenbar sein Talent auf recht beängstigende Weise demonstriert.«

Mallory erwachte aus ihrer Lethargie und reckte sich. »Demnach ist die neue Stiefmutter die Zielperson?«

Charles sah, wie Effrim in Gedanken einen Schritt zurücktrat, um zu prüfen, inwieweit sich Mallory als Verbündete

einspannen ließ. Bei seinen Mitmenschen die Schwachstellen zu finden, über die man sie manipulieren konnte – das war *sein* besonderes Talent.

»Das wollen wir doch nicht hoffen«, sagte er beherzt, aber wenig überzeugend. »Er hat spitze Gegenstände durch die Luft fliegen lassen.«

Charles schenkte Mallory trockenen Sherry nach und beschwor sie stumm, Efferim nicht zu ermutigen.

Dann gab er die Karaffe an Efferim weiter, seinen langjährigen Freund, dem er nicht von hier bis zur nächsten Ecke traute. »Wenn du meinst, dass der Junge ein Trauma hat, Efferim, wäre wohl ein Psychiater die richtige Adresse.«

Mallory nahm Efferim die Antwort ab. »Das möchte ich bezweifeln. Unter diesen Seelenheinis sind Genies relativ dünn gesät. Wenn der Junge angeblich so hochintelligent ist, wie allgemein behauptet wird, zieht er den durchschnittlichen Wald-und-Wiesen-Doktor doch glatt über den Tisch.«

Charles lächelte leicht gequält. Seine stumme Bitte war offenbar nicht erhört worden.

Mallory entzog sich weiteren diskreten Winken, indem sie Charles einfach nicht mehr ansah. Interessant, dachte er, dass sie sich trotz ihrer spürbaren Skepsis auf Efferims Seite schlägt. Auf ihren Instinkt ist in den meisten Fällen Verlass.

»Wie sind die Mutter und die erste Stiefmutter zu Tode gekommen?«, fragte sie.

Kaum ist von Leichen die Rede, überlegte Charles, ist Mallory sofort hellwach. Die Zusammenarbeit mit mir befriedigt sie nicht. Wenn ihre Suspendierung abläuft, geht sie bestimmt zur Polizei zurück. Ich habe ihr nichts zu bieten – keine Toten, keine Mordermittlungen.

Efferim starrte in sein Sherryglas, als stünde dort die Antwort geschrieben. »Eine tragische Geschichte. Wirklich tra-

gisch. Die leibliche Mutter ist mit achtundzwanzig Jahren an einem Herzinfarkt gestorben.« Er blickte auf, weil er sehen wollte, ob Mallory angebissen hatte, aber ihr Gesicht war wie ein zugeklapptes Buch. Er hatte sich wohl eine Sekunde zu lange in ihren Augen verloren, denn als er sich wieder seinem Sherry zuwandte, war er merklich verunsichert. »Seine erste Stiefmutter beging Selbstmord. Ein Abschiedsbrief wurde nicht gefunden.«

Mallorys Kinn hob sich ein wenig, die Augen waren jetzt weit geöffnet.

Charles sah zur Decke. *Gratuliere, Effrim.*

»Eine erstaunliche Pechsträhne für die Familie«, sagte er.

»Nur für die Frauen«, widersprach Mallory. »Wir übernehmen den Fall.«

Sie wich seinem Blick noch immer aus, aber er nahm ihr die Selbstherrlichkeit nicht übel. Vielleicht blieb sie dadurch der Firma Mallory & Butler noch eine Weile erhalten. Auf lange Sicht aber war die Trennung unvermeidlich. Schon deshalb, weil ihr die Polizei den Zweitjob nicht mehr würde durchgehen lassen.

»Den Vorschuss bekommt ihr per Scheck«, sagte Effrim. Damit verschwand er. Nur sein breites Lächeln – ein Trick, den er wohl der Cheshire-Katze aus *Alice im Wunderland* abgesehen hatte – schwebte noch eine Weile im Raum.

Mallory stand auf. »Ich kümmere mich am besten gleich mal um die Lebensversicherungen.«

»Moment, Mallory! Unser Auftrag lautet nicht, die Familiengeschichte zu erforschen, sondern den psychokinetischen Aktivitäten auf den Grund zu gehen.«

»Scherzbold! Was ich noch sagen wollte: Im Bürokühlschrank herrscht gähnende Leere.«

Charles nickte schuld bewusst. Auf der Rückseite des ihm von Mallory anvertrauten Einkaufszettels hatte er zwei Tele-

fonnummern notiert und ihn dann als Lesezeichen in irgendeinem Buch verschwinden lassen.

»Gehen wir zu mir«, schlug er vor.

In seiner Wohnung, die auf dem gleichen Stockwerk wie das Büro lag, sorgte die gestrenge Mrs. Ortega aus Mitleid mit dem einkaufstechnisch behinderten Charles dafür, dass stets Vorräte im Haus waren. Heute hatte sie mit einem Magneten eine Skizze an die Kühlschranktür geheftet, auf der sämtliche auf dem Kriegsschauplatz Küche für die Maus aufgestellten Fallen eingezeichnet waren. Charles hatte unbegrenztes Vertrauen zu Mrs. Ortega und ihren Fähigkeiten, weshalb ihm der unglückliche Nager jetzt schon leidtat.

Mallory hatte es sich erwartungsvoll am Küchentisch gemütlich gemacht. In der Küche war Charles am allerliebsten. Auf Wandregalen standen in Reih und Glied Gewürze, Fleischzartmacher und all die praktischen Folterinstrumente, die man gern zur Hand hat, um unschuldiges Gemüse zu köpfen, zu häuten, zu vierteln und in siedendes Öl zu tauchen. Er packte auf den Tisch, was er im Kühlschrank fand, Mallory sichtete sachkundig das Fleisch-, Aufschnitt- und Käseangebot und kreierte damit originelle Sandwich-Schöpfungen. Als er zum letzten Mal vom Kühlschrank zurückkam, brachte er eine neue Gewürzsauce mit.

»Bei der Polizei hast du dich wohler gefühlt, nicht?«

»Als Markowitz noch lebte.« Sie schraubte das Glas auf, schnupperte und nickte kurz. Der Inhalt war genehmigt. »Coffey ist eben anders. Er ist stocksauer auf mich. Wenn ich ins Dezernat zurückgehe, steckt er mich in die Computerabteilung und lässt mich nie wieder auf die Straße.«

»Ich denke, die Suspendierung ist nur eine Formsache.«

»Ist sie auch. Wer auf einen Täter schießt, wird vom Dienst suspendiert, solange die Zivile Kontrollbehörde den Fall untersucht.«

»Aber du hast den Täter doch nicht umgebracht! Und schließlich hatte er einen alten Mann zusammengeschlagen.«

»Coffey hat eine etwas andere Einstellung zu der Sache.«

»Du willst also unser Partnerschaftsverhältnis nicht auflösen?«

»Nein, warum denn? Aber zur Polizei zurück will ich auch. Eins schließt das andere ja nicht aus.« Sie sah auf die Uhr und schaltete den kleinen Fernseher an. Es war Zeit für die Nachrichten, und sie hielt sich gern über die New Yorker Todesrate auf dem Laufenden.

»Aber gibt es bei euch nicht eine Vorschrift, wonach Polizisten keine Nebentätigkeiten ausüben dürfen?«

»Ja und?«, gab sie leicht erstaunt zurück.

Das Fernsehen berichtete über das tägliche Gemetzel mit einem zusätzlichen Bildschirmfenster, das die Todesuhr am Times Square zeigte. Der Nachrichtensprecher verlas die Statistik, und dazu sprangen vor den Augen Tausender von Autofahrern und Fußgängern und der Millionen, die ihre billigen Sensationen lieber über die Mattscheibe bezogen, die Zahlen auf der riesigen Anzeigetafel um.

»Ich hasse das Ding«, sagte Mallory, während die elektronische Anzeige den landesweiten Stand der tödlichen Schusswaffenverletzungen registrierte.

»Ach ja? Ich dachte, eine computergesteuerte Todesstatistik müsste dir liegen. Sie macht die Morde so schön übersichtlich.«

Ihr Gesicht wurde abweisend und fast maskenhaft starr. Warum bildete er sich immer noch ein, Mallory ergründen zu können? Wer wusste schon, was in ihr vorging? Und wann würde er aufhören, sich darüber den Kopf zu zerbrechen?

»Und nun zu unserer letzten Meldung«, sagte der Nachrichtensprecher und holte damit Charles ins Hier und Jetzt zurück. Auf dem Bildschirm erschien Mallorys Gesicht.



Carol O'Connell

**Der Mann, der die Frauen belog**

Roman

Paperback, Klappenbroschur, 320 Seiten, 13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-442-75260-7

btb

Erscheinungstermin: Januar 2011

Die Zeit ist reif für eine Heldin wie Kathleen Mallory

Wiederentdeckung einer furiosen Krimiserie – die Geschichte um Kathleen Mallory geht weiter!

Ein neuer Fall für Kathleen Mallory, Computerspezialistin bei der New Yorker Polizei. Im Central Park wird eine junge Frau ermordet aufgefunden, die der Detektivin zum Verwechseln ähnlich sieht. Schon bald ist Mallory drei Verdächtigen auf der Spur, die eines gemeinsam haben: Sie nehmen es mit der Wahrheit nicht so genau ...